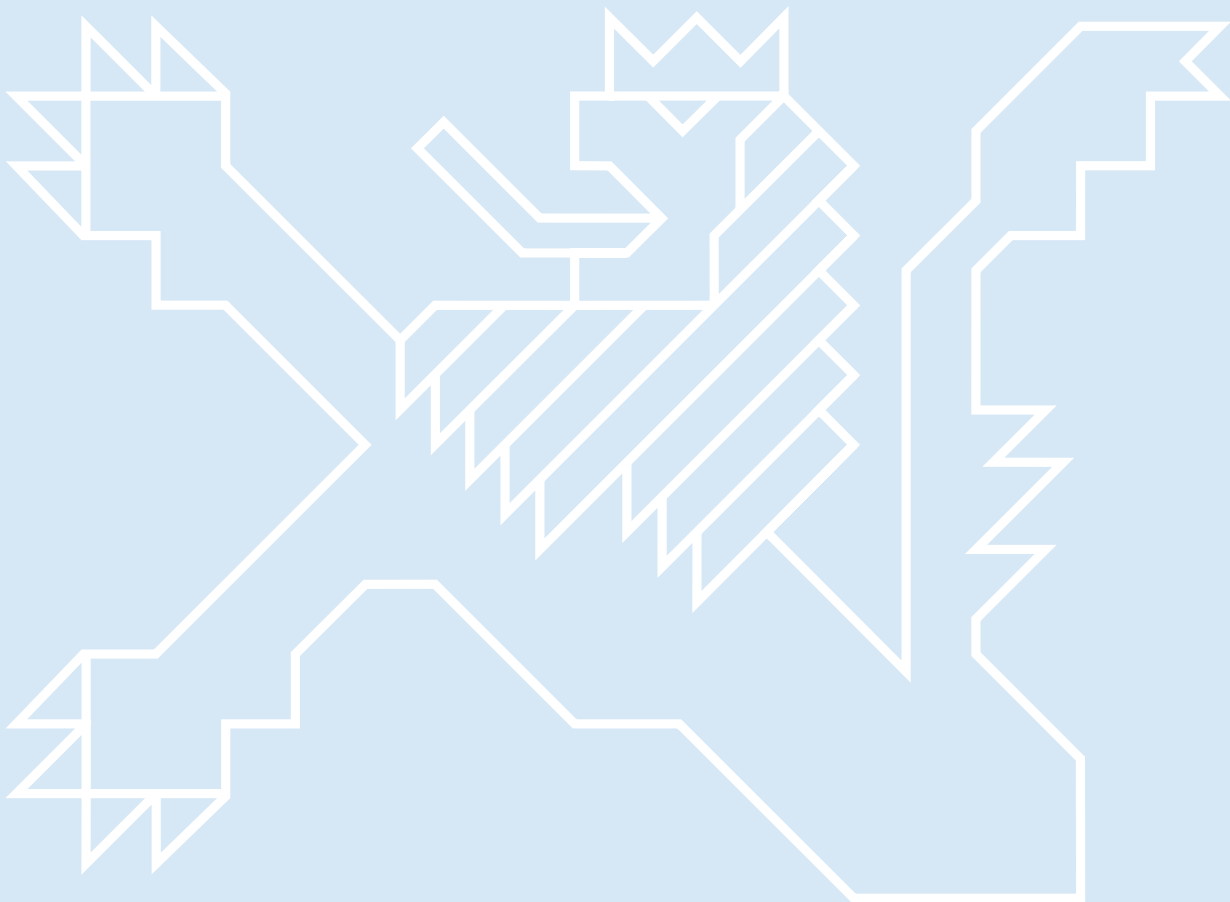




Alzey

FESTSCHRIFT

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2024 an Nora Bossong



Preisträger des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises

1988: Luise Rinser

1991: Rolf Hochhuth

1994: Wulf Kirsten

1997: Ursula Krechel

1999: Christa Wolf

2003: Claude Vigée

2006: Ulla Hahn

2009: Hanns-Josef Ortheil

2012: Barbara Honigmann

2015: Peter Härtling

2018: Rafik Schami

2021: Daniel Kehlmann

2024: Nora Bossong

Zu Ehren der Schriftstellerin
Elisabeth Langgässer



FESTSCHRIFT

Verleihung des
Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises
der Stadt Alzey 2024
an Frau Nora Bossong
am 23. Februar 2024



Nora Bossong und Bürgermeister Steffen Jung (v. l.)

Begrüßung Gerhard Hoffmann Ehem. Schulleiter des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

es ist mir eine große Ehre, dass ich, als ehemaliger Schulleiter des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums und Vertreter der Stadt Alzey im literarischen Beirat, Sie alle heute hier in der Mensa der Gymnasien begrüßen darf.

Ein besonderer Willkommensgruß geht dabei natürlich an Sie, Frau Nora Bossong, als diesjährige Preisträgerin, sowie an Frau Gesa Schneider, die wir als Ihre Laudatorin hören werden. Wir freuen uns sehr, dass Sie beide heute in Alzey unsere Gäste sind.

Der Literaturpreis der Stadt Alzey trägt den Namen einer Schriftstellerin, die gestern vor genau 125 Jahren in Alzey geboren wurde. Sie war eine der bedeutendsten deutschen Schriftstellerinnen in und nach der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte. Für ihr literarisches Werk wurde ihr 1950 (posthum) der Georg-Büchner-Preis verliehen.

Dass ihre Literatur uns heute nicht mehr so präsent ist, mag bedauerlich sein. Doch bedaure ich es persönlich eigentlich mehr, dass zunehmend die Biographie der Langgässer denn ihr Werk beurteilt wird. Ein Schicksal, das viele andere, populäre Autoren nicht mit ihr teilen, obwohl auch deren Biografien durchaus diskussionswürdig wären.

Mit ihrem Literaturpreis möchte die Stadt Alzey nicht nur die jeweiligen Preisträger, heute also Sie, Frau Bossong, ehren und würdigen. Es ist auch ein Angebot zur Auseinandersetzung mit herausragender moderner Literatur, ein Aufruf zum Lesen. Mit vorausgegangenen Preisträgern hat die Jury Vertreter sehr unterschiedlicher Richtungen zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur gewählt. Diesem Prinzip sind wir bei der Wahl von Nora Bossong erneut gefolgt.

Dabei war schon Ihre »Autorenlesung« gestern Abend vor einem zahlreichen und begeisterten Publikum eine überzeugende Bestätigung für eine gute, für Ihre Wahl zur Elisabeth-Langgässer-Preisträgerin des Jahres 2024.

Sehr geehrte Frau Bossong, Ihnen noch einmal ein herzliches Willkommen hier in Alzey!

Begrüßung von Steffen Jung, Bürgermeister der Stadt Alzey

Sehr geehrte Frau Bossong,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

es freut mich sehr, Sie zur heutigen Preisverleihung des Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises der Stadt Alzey begrüßen zu dürfen.

Das 125. Geburtsjahr Elisabeth Langgässers, gerade gestern war dieses spezielle Datum, ist natürlich ein ganz besonderer Anlass für die diesjährige, 13. Preisverleihung unseres Literaturpreises.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um einige Gäste ganz besonders zu begrüßen. Ich begrüße an dieser Stelle in Vertretung für Frau Staatsministerin Katharina Binz aus dem Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration den Staatsminister, Herrn Prof. Dr. Jürgen Hardeck sowie den Literaturreferenten, Herrn Michael Au.

Es freut mich, dass der Hausherr der hiesigen Mensa, Landrat Heiko Sippel, sowie die Schulleiter der beiden hier beheimateten Gymnasien, Herr Dr. Schwamb für das Elisabeth-Langgässer-Gymnasium und Frau Hauenschild-Bentemann, für das Gymnasium am Römerkastell, anwesend sind.

Weiterhin begrüße ich aus der Politik den Bundestagsabgeordneten Jan Metzler, den Landtagsabgeordneten Heiner Illing und Verbandsbürgermeister Steffen Unger sowie meine beiden Amtsvorgänger Knut Benkert und Christoph Burkhard, den städtischen Beigeordneten Klaus Kübler sowie alle anwesenden Stadtratsmitglieder.

Darüber hinaus freuen wir uns heute über die Anwesenheit unseres Ehrenbürgers Wulf Kleinknecht und unserer städtischen Weinkönigin Julia I. sowie der Vertreterinnen und Vertreter der Presse.

Und nun begrüßen wir die Dame unter unseren Gästen, die später mit dem Literaturpreis unserer Stadt ausgezeichnet wird:

Herzlich willkommen in Alzey, sehr geehrte, liebe Nora Bossong.

Ich habe es eingangs bereits gesagt, der gestrige 23. Februar war der 125. Geburtstag von Elisabeth Langgässer. Alzey ist stolz auf die berühmte Tochter der Stadt, die am 23.02.1899 in Alzey geboren wurde und ihre ersten zehn Lebensjahre in Alzey verbrachte. Elisabeth Langgässer gehörte zu den bedeutendsten christlich orientierten deutschen Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts.

Ihr Geburtshaus steht noch heute unweit des Alzeyer Rathauses.

Leider verstarb Elisabeth Langgässer bereits im Alter von 51 Jahren am 25.07.1950 in Karlsruhe.

Unser bedeutender Literaturpreis ist nach ihr benannt. Erstmals wurde er 1988 verliehen – heute nun also bereits zum 13. Mal.

Seither gab es namhafte Preisträger, bei denen es sich stets um Autorinnen und Autoren handelte, deren Werke sich durch den sprachlichen Ausdruck würdig in die Nachfolge einreihen.

Sponsor des Preisgeldes für unseren Literaturpreis ist bereits seit vielen Jahren die Volksbank Alzey-Worms eG. Als verlässlicher Partner stiftet sie das komplette Preisgeld seit dem Jahr 2003, wofür wir uns als Stadt ausdrücklich bedanken möchten und an dieser Stelle auch den Generalbevollmächtigten der Volksbank, Herrn Christoph Bach, unter unseren Gästen begrüßen dürfen.

Der Literaturpreis unserer Stadt ist einer der bedeutsamsten Literaturpreise in Rheinland-Pfalz und wir sind als Stadt stolz darauf, diesen alle 3 Jahre verleihen zu dürfen - und werden daran natürlich deshalb auch gerne festhalten.

Der Stadtrat hat die Auswahl der Preisträger einem literarischen Beirat übertragen, der sich aus fünf Mitgliedern zusammensetzt.

Ich begrüße an dieser Stelle Frau Wittmer, Herrn Prof. Dr. Kuschel, Herrn Müller, Herrn Hoffmann – als Vertreter der Stadt Alzey – und Herrn Koch als Vorsitzender des Beirats.

Sehr geehrte Frau Wittmer, sehr geehrte Herren, vielen Dank für Ihren Einsatz – nunmehr schon seit vielen Jahren – als fachkundiges und bewährtes Team.

In diesem Jahr geht der Preis nun also an eine junge Schriftstellerin, nämlich an Nora Bossong.

Gestern Abend, Herr Hoffmann hat es bereits gesagt, konnte die diesjährige Preisträgerin im Rahmen der traditionellen Lesung am Vorabend, bereits viele Interessierte begeistern und alle, die gestern hier gewesen sind, werden sicher – spätestens jetzt – die Entscheidung unseres literarischen Beirats nachvollziehen können. Und Nora Bossong hat gestern bereits neugierig auf ihre Rede gemacht und ich glaube, hierauf können wir alle sehr gespannt sein.

Doch wie kam es zur diesjährigen Preisträgerin?

Ich zitiere aus der Begründung des literarischen Beirats:

»Mit Nora Bossong schlägt der literarische Beirat eine Autorin vor, die ein hochgradig politisches Werk vorgelegt hat, ohne jedoch darin zu moralisieren. Darüber hinaus wirkte Nora Bossong als erfolgreiche Lyrikerin und wurde bereits mit einigen namhaften Preisen ausgezeichnet«.

Auf die weiteren Werke und Details möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen, wird dies doch später Laudatorin Dr. Gesa Schneider – die ich an dieser Stelle ebenfalls herzlich unter uns begrüße – tun, und ich bin davon überzeugt, dass sie dies sicherlich auch viel fachkundiger tun wird, als ich.

An dieser Stelle verlese ich aber sehr gerne ein weiteres Zitat aus der Begründung des Beirats:

»Nora Bossong ist zugewähltes Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken

(ZdK). Bossong, die sich selbst als protestantisch sozialisierte Katholikin bezeichnet, erregte mediale Aufmerksamkeit, als sie 2022 mit 39 Jahren die Erstkommunion nachholte. Zurzeit arbeitet Nora Bossong u. a. an der Rolle der Mütter im Nationalsozialismus. Der literarische Beirat der Stadt Alzey freut sich

– unter anderem aus diesen Gründen – auf eine fundierte Einlassung von Nora Bossong zur Namensgeberin des Literaturpreises, Elisabeth Langgässer.«

Meine Damen und Herren, darauf sind wir alle schon sehr gespannt. Doch bevor es soweit ist, darf ich nun das Blasorchester um ein weiteres Musikstück und anschließend Herrn Staatssekretär Prof. Dr. Hardeck um sein Grußwort bitten.

Vielen Dank.

Grußwort der Landesregierung Prof. Dr. Jürgen Hardeck, Staatssekretär im Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration Rheinland-Pfalz

Sehr geehrte Frau Bossong,
sehr geehrter Herr Bürgermeister Jung,
sehr geehrter Herr Bundestagsabgeordneter Metzler,
sehr geehrter Herr Landrat Sippel,
sehr geehrter Herr Hoffmann,
sehr geehrte Frau Schneider,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich bedanke mich für die freundliche Begrüßung und komme gerne der Bitte nach, anlässlich der Verleihung dieses wichtigen rheinland-pfälzischen Literaturpreises den Gruß der Landesregierung zu überbringen. Ich tue dies ganz ausdrücklich auch im Namen von Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer und unserer Kulturministerin Katharina Binz, die der Preisträgerin Nora Bossong ganz herzlich gratulieren.

Ich kann mich noch gut an die Preisverleihung fast auf den Tag genau vor zwei Jahren an Daniel Kehlmann erinnern, bei der ich ebenfalls dabei sein durfte. Die eindrucksvolle Rede, die er gehalten hat, ist sicherlich all denen, die dabei waren noch im Gedächtnis – oder Sie haben sie vielleicht nachgelesen?

Wie sehr Herrn Kehlmann die Verleihung des Elisabeth-Langgässer-Preises auch im Nachgang noch beschäftigt hat, kann man daran ablesen, dass er zu der im Sommer des vergangenen Jahres im renommierten Hanser-Verlag erschienenen Neuauflage von Cordelia Edvardsons erschütternden Erinnerungen *Gebranntes Kind* sucht das Feuer ein Nachwort beigesteuert hat. Dieses paraphrasiert seine Rede, die er im Februar 2022 hier in Alzey gehalten hat. Er schreibt dort, die Begegnung mit Elisabeth Langgässer habe ihn ernüchert. »Ihr Werk war, so schien es mir, nicht gut gealtert.« Dann aber habe er *Gebranntes Kind* sucht das Feuer von Langgässers Tochter gelesen; eine Lektüre, die ihn erschüttert und überwältigt habe. »Wie konnte es sein, dass ein Buch von solchem Gewicht seit nun schon geraumer Zeit vergriffen war?«, so Kehlmann, der Cordelia Edvardsons Text auf eine Stufe stellt mit den Holocaust-Erinnerungen von Primo Levi, Imre Kertész oder Ruth Klüger.

Ich kann Herrn Kehlmann nur zustimmen. Auch ich, angeregt durch seine eindrückliche Rede, habe *Gebranntes Kind* sucht das Feuer erst in der Neuauflage gelesen, an deren Herausgabe er sicherlich maßgeblichen Anteil hat. Was Frau Edvardson uns da hinterlassen hat, ist teilweise schwer zu ertragen und doch unbedingt lesenswert, und, wie ich mittlerweile las – Sie können es auch im Wikipedia-Eintrag über sie kurz zusammengefasst nachlesen, – wurde Elisabeth Langgässer schon bei Frau Edvardsons Lesereisen in Deutschland vorgeworfen, sie habe sich an ihrer unehelichen Tochter schuldig gemacht.

Dazu beigetragen haben sicherlich Langgässers antisemitische Äußerungen »und schließlich der schier unglaubliche Narzissmus, mit dem sie die kranke Tochter in Schweden bedrängt, die Bitten, Pakete mit speziellem Tabak, Kosmetika, speziellen Schuhen oder Geschenken für die Familie nach Berlin zu schicken (sowie) der Umstand, dass sie noch 1946 die Leiden Cordelias in Auschwitz (als) ‚eine Schule der Menschlichkeit, wie sie grösser und erhabener überhaupt nicht gedacht werden kann‘« (1), bezeichnete. Aber klar ist, Langgässer hat die Tochter nicht nach Theresienstadt und Auschwitz geschickt.« Sie hatte aber nicht den Mut im entscheidenden Moment, das Schicksal ihrer Tochter über ihr eigenes Schicksal zu stellen.

»Cordelia Edvardson [die sich zwar von der Mutter im Stich gelassen fühlte] zeigte »sich [aber wohl] irritiert darüber, dass LeserInnen ihrer autobiographischen Texte ihre Mutter für ihre Deportation verantwortlich machen und sie etwa bei ihren Vortragsreisen durch Deutschland immer wieder gefragt wird, ob sie denn ihre Mutter hasse. Sie [wies] wiederholt darauf hin, dass das politische System und nicht die Mutter anzuklagen sei.« (2)

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich denke, Elisabeth Langgässer, in deren Namen heute dieser Preis verliehen wird, spiegelt in ihrer Person die Wirren, Herausforderungen, Unseligkeiten und Widersprüchlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Ihre Lebensgeschichte macht einen daher gleichermaßen traurig, wie wütend. In ihr tritt uns eine Frau entgegen, die uns, und deren Werk uns Heutigen vielleicht fremd, rätselhaft, ja unbegreiflich erscheint.

»In jüngerer Zeit deutet sich eine Neubewertung an. Ihre frühen Schriften [werden wohl] unter dem Aspekt ihrer formalen Modernität wiedergelesen [fand ich auf der Wikipedia-Seite, und]: »Von allen deutsch-sprachigen Autorinnen und Autoren, die sich innerhalb der 1930er Jahre magisch-realistischer Textverfahren bedienen, ist Langgässer die ‚avantgardistischste‘.« So urteilte jedenfalls Jörg Schuster: Die vergessene Moderne. Deutsche Literatur 1930–1960. (Stuttgart 2016, S. 90 f.)

Und Ursula Krechel, die 1997 den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis erhielt, sagte in ihrer Rede damals, sie verdanke der Langgässer-Lektüre, sich mit den Bedienungen ihres eigenen Schreibens auseinandergesetzt zu haben. Ich spreche darüber aber nicht nur so ausführlich, weil es mich nach der Kehlmann-Rede sehr beschäftigt hat, ob es eigentlich richtig ist, dass die Stadt Alzey seit 1986 diesen Preis der einmal sehr prominenten, in Alzey geborenen Autorin weiterhin auslobt? Mittlerweile denke ich wieder: ja.

Ich bin aber auch deshalb noch einmal so ausführlich auf dieses Thema eingegangen, weil ich bei der Beschäftigung mit der neuen Preisträgerin Nora Bossong, in der Sammlung ihrer politischen Texte »Auch morgen« (Berlin 2021) auf einen Text mit dem Titel *Menschenrechte für rechte Menschen* stieß, den ich als eine Art Poetologie gelesen habe. Ich zitiere daraus: »Seit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 hat es immer Mittel und Wege gegeben, diese zwar anzuerkennen, aber doch bitte schön nicht für alle. Immer wieder haben sich Ideologen von rechts wie von links ihren richtigen Menschen geschaffen. Sie haben ausortiert, wer diesem Richtigen nicht entsprach. Der Mensch ist aber nicht zuerst

richtig, er ist vor allem Mensch, fehlbar, verletzlich, hilflos, sanft, oft mittelmäßig und, ja mitunter sogar böse oder sagen wir boshaft, eigennützig, nachtragend und rachsüchtig.

Genau davon erzählt Literatur, sie erzählt nicht vom richtigen Menschen, sondern vom Menschen.« ... Ich springe, was mir schwerfällt, weil ich die ganze Passage großartig finde: »Sie muss Menschen nicht definieren, sondern darf sie zeigen in ihrer ganzen Zerrissenheit, in ihrer Verlorenheit zwischen dem, was mutmaßlich richtig, und dem, was mutmaßlich falsch ist. Literatur darf zweifeln und sie darf auch verzweifeln. Sie ist nicht verpflichtet Hoffnung zu geben, auch wenn es schön ist, wenn sie das kann.« (Seite 10 f.) Genau das ist es, was ich meisterhaft in ihrem Roman Schutzzone wiederfand.

Auf beeindruckende Weise wird hier das Private weltpolitisch – und das Weltpolitische privat im Leben der Ich-Erzählerin und andere Menschen aus ihrem Leben. Die uns so fern und gleichgültigen Greuel afrikanischer Konflikte und Genozide, konkret in Burundi und Ruanda, die Ohnmacht der Weltgemeinschaft Frieden und Gerechtigkeit schaffen zu können und das Leben von mehr oder weniger desillusionierten Europäerinnen und Europäern im Dienst der UN – ach, lesen Sie das Buch unbedingt selbst!

Ich jedenfalls lese Nora Bossongs Literatur und ihre politischen Texte, soweit ich sie kenne, als eine Auseinandersetzung in der Welt mit der Welt. Ich lese sie als das erfolgreiche Bemühen, Zusammenhänge zu verstehen, Dingen auf den Grund zu gehen, Ambivalenzen offenzulegen – und all dies mit Blick auf die Protagonisten, von denen sie erzählt ebenso wie mit dem auf die Welt, in der diese Protagonisten leben. So auch im dritten und bislang letzten Buch, das ich von ihr las: Die Geschmeidigen. Meine Generation und der neue Ernst des Lebens (Berlin 2022), ein essayistisches Portrait ihrer selbst und politisch tätiger Personen, die zwischen 1975 und 1985 geboren sind, wie die Autorin selbst, dass ich, als über zwanzig Jahre älter, als intellektuell sehr anregend empfand.

Verehrte Frau Bossong: Ich finde es toll und bereichernd, dass es solch kluge Autorinnen und Autoren wie Sie gibt. Daher finde ich, die Jury des Elisabeth-Langgässer-Literaturpreises der Stadt Alzey 2024 hat wieder eine vortreffliche Wahl getroffen – und gratuliere Ihnen, verehrte Frau Bossong, sehr herzlich zu dieser Auszeichnung!

Zitate aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Elisabeth_Langgässer, abgerufen zuletzt am 8.02.2024; dort zitiert:

(1) <https://www.vormbaum.net/index.php/latest-downloads/gedicht-des-monats/2559-cordelia-edvardson-1/file>, S. 6, s. a. Fußnoten 25 und 26

(2) vgl. dazu: <https://www.vormbaum.net/index.php/latest-downloads/gedicht-des-monats/2559-cordelia-edvardson-1/file>

Dr. Gesa Schneider Laudatio

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Nora Bossong

Es ist mir eine Ehre und eine Freude, diese Laudatio für Nora Bossong anlässlich des Elisabeth Langgässer-Preises 2024 der Stadt Alzey halten zu dürfen.

Ich kann mich noch genau erinnern, wie ich ihr zum ersten Mal begegnet bin. Das war zunächst über die Literatur. Und zwar über den Roman »Gesellschaft mit beschränkter Haftung«.

Ich habe 10 Jahre lang das Literaturhaus in Zürich geleitet. Ich bin also zuerst einmal Literaturveranstalterin. Aber natürlich als Literaturwissenschaftlerin immer auch Leserin. Und der Zufall will es, dass im November 2013 meine allererste Einladung Nora Bossong galt.

Ich hatte Nora Bossong zusammen mit dem Autor und Künstler Friedrich von Borries eingeladen, GMBH (oder Gesellschaft mit beschränkter Haftung) vs RLF (so der Titel des Romans von Friedrich von Borries, der steht für »Das richtige Leben im Falschen«).

Was mich an Nora Bossongs Roman begeistert hat, war, wie er Wirtschaftssysteme durchleuchtet, um sie mit den Waffen der Literatur wenn schon nicht zu Fall zu bringen, so zumindest zu hinterfragen. Seitdem sind wir über die Jahre hinweg in Kontakt geblieben, haben auch ohne Worte eine Verwunderung über die Dinge der Welt geteilt. Ich habe immer wieder gestaunt, in welcher Dichte und Regelmässigkeit Nora Bossong nicht nur schreibt, sondern am Geschehen der Welt teilnimmt. Während der Pandemie ist 2021 ein anderes Projekt entstanden, Friedrich von Borries hatte uns angefragt, auch aufgrund dieser ersten Lesung. Wir haben uns auf das Experiment eingelassen, es ging wieder um Wirtschaftsfragen, und zwar um Workshops mit zukünftigen Wirtschaftsgrößen. Und dort ging es darum, wie Fantasie und Vorstellungskraft Katalysatoren für das Denken der zukünftigen Wirtschaftselite sein können. Faszinierend dabei war der Blick in andere Lebensrealitäten – und wie das, was die Literatur ausmacht, nämlich uneindeutig zu sein, so schwer in anderen Bereichen auszuhalten ist. Nora Bossongs Vorgehensweise war auch da: den Dingen und Menschen zunächst einmal offen und unvoreingenommen zu begegnen. Diese Unvoreingenommenheit ist ein Teil ihres Schreibens, das nie programmatisch ist – und dennoch nie harmlos.

Aber zurück zu diesem ersten Abend und den vielen, die darauffolgen sollten. Ich weiss noch, wie souverän, nachdenklich, und besonders wie konzentriert sie war. Um diese Form der Konzentration habe ich sie immer beneidet. Nach den Fragen zu Geld und Verantwortung folgte der Roman »36.9 Grad«, der sich im weitesten Sinne mit den Abgründen von Revolutionen befasste. Nora Bossong hat keine Angst vor grossen Themen in ihrem Werk, und sucht sich dazu kleine Zugänge, sie zoomt ganz nah heran, um danach wieder das grosse Ganze in den Blick zu bekommen.

Und dazu kommt ihre Bühnenpräsenz: Sie verkörpert für mich das, was bei Kleist die »allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« heisst, man kann ihr beim Denken zuschauen, sie formuliert beweglich, druckreif – aber deshalb nie gefällig.

Sie war 2015 mit »36.9 Grad« in Zürich, dann im Rahmen einer Lyrik-Ausstellung, dann 2017 mit ihrem Essay »Rotlicht«. Für diesen hat sie viel recherchiert, sie war in Swingerclubs und Pornokinos, in Deutschland und auch in Zürich. Sie ist in ihrem Buch immer neugierig, immer auch kritisch, aber nie vorschnell moralisch.

Und schliesslich war 2022 im Literaturhaus, mit dem Band »Die Geschmeidigen«, der auf ganz erstaunliche Weise das Private und das Politische behandelt. Bei der Gelegenheit ist das, was ich Präsenz nennen möchte, wieder besonders eindrücklich vorgeführt worden:

Sie schafft es, intime Momente auf der Bühne herzustellen. Das öffentliche und das private Gespräch vermengen sich, und dadurch entsteht etwas, das ich frei nach Clifford Geertz »Dichte Beschreibung« nennen möchte. Also das Ent- und Aufdecken komplexer, öffentlicher und übereinander gelagerter Bedeutungen.

Es gibt für mich beides: Eine intensive private Begegnung und eine gewissermassen intime öffentliche Begegnung. So durchkreuzen sich die Strukturen und Systeme auch in dem, was man den Diskurs, den öffentlichen und privaten, nennen könnte.

Vielleicht scheint mir dieser Zugang auch deshalb so bewundernswert, weil unsere Sozialisierungen, so entnehme ich das ihrem Buch »Die Geschmeidigen« das 2022 erschienen ist, ähnlich sind. Wir sind in dieser eher intellektuellen Mittelklasse aufgewachsen, die jetzt an vielen Orten zerbröckelt. Sie hat wie ich als Kleinkind die Bücher aus dem Regal geschmissen, bei ihr waren es Marx und Engels, wie sie es in »die Geschmeidigen« schildert, sie gehörte dann aber zu denjenigen, die sich der Lektüre tatsächlich ausgesetzt haben.

1982, als Nora Bossong geboren wurde, bin ich mit meiner Familie in die Französische Schweiz gezogen und hatte von nun an nur noch einen Blick von aussen auf Deutschland. Ich erkenne mich dennoch in ihren Beschreibungen der »Geschmeidigen« (der Untertitel lautet: »Meine Generation und der neue Ernst des Lebens«) wieder – darin, nur zögerlich Verantwortung übernehmen zu wollen, nur langsam erwachsen werden zu wollen, ein Phänomen, das sie haarscharf analysiert. Sie jedoch übernimmt Verantwortung, indem sie sich mit PolitikerInnen trifft, an Parteitagen auftritt, eine reflektierte Meinung zu den Geschehnissen in der Welt äussert. Sie hat sich dazu entschieden, die Zukunft unserer Gesellschaft mitzugestalten, mit ihren Essays, ihren Auftritten, und mit ihrer Literatur.

Was mich als Redende dazu bringt, zu sagen: ich möchte ihr gerecht werden, der Klarheit ihrer Werke, denen dennoch die Ambivalenz innewohnt. Dieses Paradoxon ist Teil ihrer Literatur, ihrer Poetologie. Der Klarheit im Formulieren muss etwas entgegengestellt werden, nämlich die Möglichkeit, mehrere Deutungen zuzulassen.

Deshalb möchte ich auch noch einige ihrer Texte etwas näher anschauen.

Ich möchte kurz auf das titelgebende Gedicht aus ihrem Gedichtband »Kreuzzug mit Hund« eingehen. Der Band erschien 2018. Es geht um eine Reise nach Teheran, um ein Aufeinandertreffen der Religionen und Eindrücke. Ich zitiere den Anfang:

*»Dreizehn Uhr zwölf, die Ticketverkäufer dösten am Eingang,
der Smog lag wie ein Schutzgebiet über der Stadt.«*

Die Reisende wartet auf Einlass, trifft auf alte und neue Religionen, Gegenwart und Zukunft berühren sich. In der Aufzählung liegt das Geheimnis, ich zitiere:

*»Ich zählte zweiundzwanzig Paradiese, müde vom Smog und
all den Mysterien: lauern den Meteoriten,
Propheten, Belüftungsmaschinen, von all den Namen,
die wir selbst erfanden, Jagdszenen, Hellebarden,
verletzte Traumphantasien. Dreizehn Uhr vierzig
stieg ich ins Taxi. Der Fahrer beugte sich
Über die Karte, versunken, als suche er
Zwischen den Strassen eine weitere Stadt,
doch als er anfuhr, begriff ich: Seine Sehnsucht
war nur ein hinkender Hund, der zwischen
zwei wartenden Wagen verschwand.«*

Sowohl das Einstiegswort Kreuzzug als Wortbildung, die sich am Schluss als Kreuzung und Kreuzgang erschliesst, als auch der Hund, als Metapher für die Sehnsucht, sind in diesem Gedicht zu finden. Es ist eine Momentaufnahme von unvergleichlicher Präzision, zwischen 13 Uhr zwölf und 13 Uhr vierzig in Teheran, und die Zeiten werden genau auf allen Ebenen heraufbeschwört und vermischt. Wir sehen, was das lyrische Ich sieht, und befinden uns in diesem Zustand der unbegreiflichen Sehnsucht nach etwas anderem, das in diesem Leben wohl nicht zu erreichen ist, auf dieser Weltkarte nicht zu finden.

Das Ich und das Andere tauchen auch prosaischer auf, zunächst riesig: Ich zitiere:

»Jesus hängt vor mir, überlebensgross.«

Das ist der erste Satz aus dem Essay »Die Sehnsucht nach dem Anderen«, der in dem Band »Auch morgen – Politische Texte« 2021 erschienen ist (und zuerst 2016 in der »Zeit« veröffentlicht wurde).

Dieser erste Satz ist natürlich grossartig. Die Autorin befindet sich in einer Kirche (nicht irgendeiner, das führt jetzt leider zu weit, Sie müssen den Text nachlesen), und entwickelt, ausgehend von der Betrachtung von Jesus am Kreuz, eine Reflexion über die Frage, was das christliche Abendland heute noch sein kann. Sie findet Antworten in den so klugen Antworten einer benediktinischen Ordensschwester, ich zitiere:

»Den anderen hören. Gott hören. Und dann selbstbewusst antworten. Das ist keine Selbstaufgabe, sondern Selbsthingabe.« Nora Bossong schreibt dazu: *»Hört man Schwester Renata zu, könnte sie darin bestehen, das Ich nicht so gross werden zu lassen, dass es uns erdrückt.«*

Es geht also auch um das Aufgeben des »um sich selbst«- Kreisens. Nora Bossong zeichnet eine Form der skeptischen Religiosität aus. Und eine Form der religiösen Menschlichkeit. Ich zitiere wieder aus »Die Sehnsucht nach dem Anderen«:

«Ist es nicht befremdlich für die Ankommenden, ausgerechnet von christlichen Nonnen aufgenommen zu werden? Oder für die Schwestern, dass ihr Kloster nun mit einer anderen Religiosität belebt wird? Ach, man müsse die Unterschiede nicht zu gross machen, Gott offenbare sich eben für jeden anders, meint Schwester Klara Maria und erzählt von den Menschen, die vor dem syrischen Regime geflohen sind...»

Die Sehnsucht nach dem Anderen heisst, das Andere zulassen, wie Nora Bossong schreibt: hineinzulassen in die eigene Wirklichkeit.

Ein Zwischenruf oder ein kleiner Exkurs:

Und was würde Elisabeth Langgässer sagen? Ich muss zugeben, ich war etwas hilflos, habe mir die Werke von Elisabeth Langgässer besorgt, versucht sie zu lesen, und versucht, sie auf Nora Bossong zu beziehen, jenseits der existierenden Verbindung, nämlich dass beide eine Motivation des Schreibens auch im oder durch den Glauben finden. Also habe ich, wie man das heute so macht, ChatGPT gefragt. Das steht für Chat (also Plaudern) und »Generative Pretrained Transformer«. Das ist gewissermassen eine Maschine im Computer, die Antworten auf Fragen generieren kann.

Ich habe ChatGPT folgende Aufgabe gestellt:

Schreibe mir einen Dialog zwischen den Schriftstellerinnen Elisabeth Langgässer und Nora Bossong über Lyrik, Verantwortung, Gesellschaft, Freiheit, Sprache und Literatur

Elisabeth Langgässer: Es ist tatsächlich ein delikates Gleichgewicht. Sprache ist ein so mächtiges Werkzeug, das sowohl Befreiung als auch Unterdrückung bewirken kann. Als Dichter glaube ich, dass wir die Verantwortung haben, sie weise einzusetzen, um Wahrheiten zu beleuchten und zum Nachdenken anzuregen, anstatt zu manipulieren oder zu täuschen. Aber gleichzeitig müssen wir auch die Freiheit nutzen, Sprache in all ihrer Vielfalt und Komplexität zu erkunden.

Nora Bossong: Ich stimme dir vollkommen zu. Poesie hat das Potenzial, Konventionen herauszufordern, etablierte Narrative zu stören und neue Sichtweisen auf die Welt zu eröffnen. Doch mit dieser Freiheit geht ein tiefes Gefühl der Verantwortung einher – gegenüber unseren Lesern, der Gesellschaft und der Integrität der Sprache selbst.

Was machen wir jetzt damit? Was mache ich jetzt damit?

Es zeigt eigentlich eines auf: Das hört sich auf den ersten Blick alles richtig an, gut an, nachvollziehbar. Dann aber steckt in dieser Anhäufung von Wörtern eine unglaubliche Banalität. Es hat nichts mit den Texten von Nora Bossong zu tun, auch nichts mit denen von Elisabeth Langgässer. Das Experiment, Chat GPT zu fragen, hat wiederum meinen Blick geschärft für die Fähigkeiten der Literatur, nicht immer verständlich zu sein, nicht einnehmbar, nicht konsumierbar. Sie ist widerständig und widerspenstig. Und zeigt zugleich, dass wir es uns nicht zu bequem einrichten

dürfen, auch nicht mit diesen Tools, damit wir weiterhin die Hellsicht mitbringen, Plattitüden zu entlarven.

Wir sind gemeinsam bis hierher entlang des Werks von Nora Bossong geschritten, mehr oder weniger chronologisch, zugleich habe ich meine persönlichen Begegnungen mit Nora Bossong eingeflochten. Ich habe versucht, Einblicke zu geben in ihr essayistisches und lyrisches Werk. Zum Schluss möchte ich noch ein paar Beobachtungen zu ihrem 2019 veröffentlichten Roman »Schutzzone« anfügen.

Folgende Dinge möchte ich hervorheben:

Im Dialog sein. Wir haben es gestern gehört, als Nora Bossong daraus vorgelesen hat. Selbst wenn die Figuren versehrt sind, einsam, reden sie miteinander, wenn auch manchmal aneinander vorbei. Dennoch: Einer oder eine hört zu. Wahrscheinlich trifft deshalb auch auf Nora Bossong zu, was sie ihrer Protagonistin Mira zuschreibt, ich zitiere:

»Dass du Leute zum Sprechen bringst.«

So entstehen Momente der Erkenntnis, oder des Erkenntnisgewinns, die darin bestehen können, den Unsicherheiten und Unwegsamkeiten der Welt ins Auge zu sehen.

Die Kritik an der Welt: Ihr Schreiben hat eine Tiefenschärfe, die sich den Moden entzieht. Gewissermassen scheint sie zu wissen, dass das, was momentan auf der Ebene der Gesinnung in Bezug auf Sprache passiert (Gender, Woke, etc.), nur Scheingefechte sind, Nebenschauplätze. Sie hingegen will und möchte den Blick dahin richten, wo es wehtut, und zeigt, wie in dem Ausschnitt, den wir gestern Abend gehört haben, die Widersprüche und die Tristesse des Systems UNO auf, ich zitiere:

»Es gab das Licht um drei Uhr morgens in den Sitzungssälen, blasser als jede Dämmerung. (...)

Es gab Blicke, so leer, dass ein ganzer Schwarm Fliegen darin unterkam. (...)

Es gab Wahrheit. Zumindest gab es etwas, das wir in unseren Berichten so nannten. (...)«

In der fast hypnotisch anmutenden Aufzählung entsteht ein Bild der Welt, in dem Wohlstand und Gewalt, scheinbare Zivilisation und grosses Leid direkt nebeneinander stehen, aufgereiht, so wie diese Sätze im Buch.

Das Werden der Welt: Nora Bossong ist zugleich Weltbürgerin und so etwas wie die Seziererin der deutschen Seele, sie zeigt die Grenzen des Fortschritts auf, die Lügen und den Selbstbetrug. Dem setzt sie aber, so glaube ich, nicht den Zynismus oder die Verzweiflung entgegen, sondern eine gewisse produktive Traurigkeit, den produktiven Zweifel, etwas, das das in der Welt sein paradoxerweise wieder erträglich macht.

Die Sprache der Literatur: Aller Ungewissheiten zum Trotz: Nora Bossong weiss, dass die Sprache, zumal die Sprache der Literatur, ihr Medium ist, und dass dort auch ein Aufgehoben sein zu finden ist. Denn dieser Roman, der mit grosser

Ernüchterung über die vergeudeten Ideale und fehlgeleiteten Hilfsversuche des Westens spricht, ist Literatur. Zuallererst Literatur.

Deshalb, um auf ihre Literatur zurückzukommen und was sie selbst über sie sagt, zitiere ich aus dem Aufsatz »Menschenrechte für rechte Menschen« (auf vielfältige Art lesbar) – der in ihrem Essayband »Auch morgen« erschienen ist:

»Der Mensch ist aber nicht zuerst richtig, er ist vor allem Mensch, fehlbar, verletzlich, hilflos, sanft, oft mittelmässig und ja, mitunter sogar böse oder sagen wir boshaft, eigennützig, nachtragend und rachsüchtig. Genau davon erzählt Literatur, sie erzählt nicht vom richtigen Menschen, sondern vom Menschen.«

Und etwas weiter im gleichen Aufsatz:

»Darum ist die Literatur, die mich interessiert, jene, die von der uns je eigenen Fähigkeit und Verletzlichkeit wie zur Verletzung berichtet, und ich glaube, davon berichtet Literatur meistens, ich glaube, genau das ist es, was ein paar von uns zu dieser doch höchst merkwürdigen Tätigkeit drängt [...]«

Ich danke Nora Bossong für ihre Literatur, für ihre Wachsamkeit und Zugewandtheit, ich freue mich jetzt schon auf ihren nächsten Roman und gratuliere ihr ganz herzlich zum Elisabeth-Langgässer-Preis 2024 der Stadt Alzey.





Nora Bossong Rede

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie einfach wäre es doch manchmal, nicht zu glauben! Wie viel einfacher zudem, nicht ausgerechnet katholisch zu sein. Meine Familie hat ihren katholischen Glauben aus Frankreich mitgebracht. Von dort ist einer meiner Vorfahren in den Wirren der Französischen Revolution aufgebrochen und bis nach Preußen gekommen. Mit Vornamen hieß er Joseph, weil damals alle in diesem Familienzweig so hießen, wenn sie nicht wie meine Großmutter auf den Namen Maria getauft waren.

Getauft wurde ich aber doch auf eigenen Wunsch, im Juni 1989 mit sieben Jahren, katholisch im überwiegend protestantischen Bremen. Ich ging sonntags in die Messe, staunte über das Mysterium hinter der Tür, aus der mit einem Glockenklingeln Priester und Messdiener einzogen, und mein erster Berufswunsch war nicht etwa Schriftstellerin, sondern Ministrantin. Es war ein kindlicher, aber ich meine, kein blinder Glaube, und schon ein deutlich anders gelebter als der des Joseph Bossong aus Frankreich, auch als der meiner Großmutter Maria. Elisabeth Langgässers Werk hat mir jetzt, Jahrzehnte später, Einblick gegeben in einen katholischen Glauben, der mir bis dahin nicht nur fremd war, sondern von dem ich nicht einmal wusste, wie fremd er mir ist und wie sehr sich die Kirche in den Jahrzehnten zwischen Langgässers Tod und meiner Taufe gewandelt hat.

Extra ecclesiam nulla salus, außerhalb der Kirche kein Heil. Das Zweite Vatikanische Konzil und namentlich die Erklärung *Nostra Aetate* von 1965 brach mit diesem spätmittelalterlichen Dogma. Abgelegt hatte die Kirche dadurch jenen Konversionsdruck, von dem noch, in heute schwer zu verstehender positiver Bezugnahme, Elisabeth Langgässers Roman »Das unauslöschliche Siegel« berichtet. Das Verhältnis zu den anderen Religionen, insbesondere zum Judentum wurde im II. Vatikanum grundlegend neu bestimmt und zeigte sich in einem klaren Bekenntnis zur jüdischen Wurzel des Christentums, wie es Papst Pius XI schon 1938 ausgesprochen hatte, als unmittelbare Reaktion auf die Einführung der antisemitischen Rassegesetze in Italien: »Wir sind im geistlichen Sinne Semiten.«

Der christliche Antijudaismus aber, der dem jüdischen Volk den Mord an Christus vorwirft – Jahrhundertlang hat er zu Ressentiments, Hass und Pogromen gegen Juden geführt, an denen sich die Kirche schuldig gemacht hat. Dieser Antijudaismus ist zwar dem modernen Antisemitismus verschieden, aber begünstigte diesen, sowohl in seiner Entstehung wie auch in der Akzeptanz, im Wegschauen, wenn es um jüdisches Leiden ging.

Um es plakativ und theologisch unsauber zu formulieren: Das Bild der Juden als Christusmörder wurde in den 1960er Jahren abgelöst durch das Bild, das Christus, den Juden, in den Mittelpunkt stellt. Es gibt einen kleinen Prosatext von Langgässer aus dem Jahr 1947, der mir bereits hierhin zu weisen scheint. Saisonbeginn, so lautet der Titel, ist der erste Text, den ich von ihr gelesen habe, als Kopie einer Klassenarbeit aus den Achtziger Jahren, die in einem Nachschlagewerk vergessen

wurde, wo ich sie Jahrzehnte später fand. Obwohl der Text nur ein Jahr nach der Publikation von »Das unauslöschliche Siegel« erschien, kommt er mir in seiner Schlichtheit, aber gerade auch inhaltlich viel heutiger und mir selbst zugänglicher vor als der Roman: Einige Arbeiter errichten ein Schild am Ortseingang, beim Kreuzifix. Sie überlegen hin und her, wie es am besten steht, damit alle es sehen. Zuletzt steht es vis-à-vis zu Jesus, dem König der Juden, der sich in seinem Todeskampf am Kreuz noch einmal aufzurichten scheint, um das Schild zu lesen: »In diesem Kurort sind Juden unerwünscht.«

Diese Pointe weist auf die fundamentale Bedeutung des Judentums hin, für den christlichen Glauben, aber auch, allerdings bereits sinnentleert, für die deutsche Kultur, und sie stellt die leidende Menschlichkeit der Fühllosigkeit jener gegenüber, die sich zu gedankenlosen Handlangern einer Rassenideologie machen. Kann man so weit gehen zu sagen, dass hier die Deutschen, die Arbeiter wie die Bewohner des Orts, in die Rolle des Christismörder rücken? Christlich jedenfalls sind sie ganz sicher nicht. Ich unterschlage einen Halbsatz, über den wir länger streiten können, ob er nicht doch wieder einen Antijudaismus einführt und den Juden vorwirft, Jesus nicht als ihren König erkannt zu haben: »die Trauer darüber, daß es im Grund hätte heißen sollen, er behauptet nur, dieser König zu sein, hatte im Laufe der Jahrhunderte an Heftigkeit eingebüßt«, heißt es über die von Pilatus entworfene Inschrift INRI.

Die Erzählung, so wie ich sie lese oder lesen will, zeigt jedenfalls die Perfidie jener auf, die im Kreuzifix heimische Folklore glauben und die Bedeutung des Menschensohns gar nicht mehr wahrnehmen. Darum können sie ihm die Menschenverachtung direkt vor die Nase setzen, das ist für sie kein Widerspruch – eine Perfidie und Dummheit, mit der sich auch jene brüsten, die heute das »christlich-jüdische Abendland« zu verteidigen meinen gegen schutzsuchende Menschen, oft aus genau jener Weltregion, aus der Christentum und Judentum einst zu uns gekommen sind.

Wenn man auch vielleicht sagen kann, dass Langgässer in diesem Text, ebenso wie andere Autoren des *Renouveau catholique*, auf das Zweite Vatikanische Konzil zuschrieb, so bleibt sie insgesamt doch dem vorkonziliaren Glauben verhaftet. Dies spiegelt sich deutlich in ihrem bereits erwähnten Roman *Das unauslöschliche Siegel* wider, in dessen Zentrum der getaufte Jude Belfontaine steht und der heute so nicht mehr lesbar scheint, auch oder vielleicht gerade für eine Katholikin nicht mehr.

Denn dieser vielleicht gut gemeinte, letztlich aber höchst problematische Paternalismus steht ja in der Tradition der Kirche, der ich angehöre: Ein Jude werde gerettet, indem er christlich getauft wird. Man könnte hier über den Universalismus des Glaubens reden, und vom Universalismus halte ich viel, aber eben auch vom Glaubenszweifel, und so sehr ich auch überzeugt bin, dass Glaube uns aus der oft vernagelten Fokussierung auf das Hier und Jetzt heraushebt, den Blick und das Herz öffnet für eine größere Dimension unseres Seins, so sehr ich mitgehe, dass die Frage eben nicht trivial ist, was drängender ist, das Leben zu retten oder die Seele – so scheint mir im Angesicht der Vernichtungslager der Hinweis auf die Judentaufe hilflos und unangebracht, in der freundlichsten Lesart.

Als Papst Pius XII im Oktober 1943 die Kirchen und Klöster öffnen ließ, um Tausenden von italienischen Juden Schutz zu gewähren vor den Deutschen, die seit September Italien besetzten und bereits in den ersten Wochen Massaker verübten, da hat er ihnen nicht nur konkreter, sondern auch christlicher geholfen, als in einer Meditation zu verharren, wie ihre Seele zu retten sei. Denn wenn Glaube, Liebe, Hoffnung der christliche Weg ist, dann war die deutsche Vernichtungsmaschinerie die Antithese dazu, da sie danach trachtete, alles drei für ihre Opfer unmöglich zu machen, ehe sie sie, ihrer Selbst schon beraubt, auch körperlich ermordete.

Die Kirchenöffnung ist übrigens eine Episode, die von Pius-Kritikern meist entweder nicht gekannt oder nicht erwähnt wird, weil sie so schlecht in ihr Bild des schweigenden Papstes passt. Langgässer bleibt in der Meditation. Sie reflektiert in Belfontaine wohl auch die eigene Konversionsgeschichte väterlicherseits, das setzt sie in einen anderen Bezug dazu als mich. Mir persönlich aber und von heute aus gesprochen ist eine Geschichte über die heilsbringende Judentaufe, eine Erzählung über das »jüdische Blut«, das gegen das Sakrament aufbegehrt, veröffentlicht 1946, ein Jahre nach der Befreiung von Auschwitz, nicht mehr nachvollziehbar. Es verkennt den eigenen Wahrheitsanspruch des Judentums, und es verkennt den Vernichtungsanspruch des Antisemitismus. Die christliche Taufe half den rassisch Verfolgten Menschen in der NS-Diktatur leidlich wenig. Das wusste ja auch Langgässer gut, besser doch eigentlich als ich, sie musste es selbst erleben, von den Nazis zur »Halbjüdin« klassifiziert.

»Und doch«, heißt es an einer Stelle in ihrem Roman, »war alles von Grund auf verändert und hatte gewissermaßen die Kraft, die ihm vor unausdenklichen Zeiten zu eigen war, wiedergewonnen. Die Welt war heil ...« Langgässer lebt, so lese ich sie, in einem Glauben einer zu heilenden, einer heilen Welt. Dieser Glaube aber an eine wiedergewonnene oder wiederzugewinnende heile Welt hatte sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung, im Jahr 1946, vollkommen verkehrt. Er hatte nichts Tröstliches mehr, sondern wurde im Gegenteil zu einem Verleugnen der Opfer. Hören wir den Bericht einer Überlebenden des Vernichtungslagers Auschwitz. »Aber für mich ist es nicht vorbei«, ruft sie an einer Stelle ihren schwedischen Pflegeeltern kurz nach dem Krieg zu, »ich will nicht gesund werden, ich will nicht vergessen! Ihr wollt es ,durchstreichen und weitergehen', wie es so schön und bequem heißt. Ihr wollt mir meine Angst wegnehmen, sie verleugnen und durchstreiche und euch vor meiner Wut schützen, aber dann streicht ihr auch mich durch.«

Dagegen steht die heute schwer verständliche beredte Stummheit in Langgässers Roman, die viel zu zaghafte Andeutung von jüdischen Schicksalen etwa in den Rudimenten einer alten Synagoge, die es einst in dem Örtchen gab, durch das Belfontaine geht, der getaufte Jude, der auf sechshundert Seiten mit dem Christentum ringt oder aber es wird ihm auf sechshundert Seiten aufgedrängt, bis er es endlich annimmt. Diese Rudimente allein, sie vermögen literarisch nicht zu überzeugen, und die anhaltenden Bekehrungsversuche an Belfontaine, sie vermögen es geschichtlich nicht und auch nicht mehr religiös.

Ich muss an dieser Stelle auch auf Langgässers Leben blicken und damit auf das – vorsichtig gesagt – problematische Verhältnis zu ihrer Tochter Cordelia Edvardson, die mit dem Wissen der Mutter nach Auschwitz deportiert wurde. Sie gehört zu den

sehr wenigen, die dieses Vernichtungslager überlebten, und sie ist jene, die ich gerade eben zitierte. Physisch entkam sie, aber psychisch ist ein Entkommen – im Sinne eines Heilens – wohl letztlich nicht möglich, so zeigt es ihre bestürzende Autobiografie. Es ist ein großes, ein wichtiges Zeugnis, und es wirft ein ambivalentes Licht auf ihre Mutter. Zwar erzählt Edvardson von der »wütenden Kraft und dem Mut«, der in ihrer Mutter freigesetzt wurde, als sie versteht, dass ihr Kind in Gefahr ist – in unmittelbarer Lebensgefahr. Langgässer versucht, ihre Tochter mit einem Spanier zu verheiraten, um ihr eine andere Staatsbürgerschaft zu geben, aber Cordelia ist damals noch zu jung, erst vierzehn. So fährt die Mutter nach München, wo sie eine alte Spanierin trifft, die »in ständiger Angst vor ihrer nazistischen Schwiegertochter« lebt, so Edvardson. »Doch sie lernte auch das treue Dienerpaa der Greisin kennen, die Köchin und der Gärtner, die sich bereit zeigten, das Mädchen zu adoptieren und zu retten.«

Für eine Weile ist Cordelia dadurch tatsächlich vor der Deportation geschützt. Doch die Nationalsozialisten ziehen den Kreis derer, die sie vernichten wollen, immer weiter, und bald schützt auch der spanische Pass nicht mehr. Die Tochter wird ins Gestapo-Hauptquartier vorgeladen, die Mutter begleitet sie.

»Wie ich sehe, tragen Sie keinen Judenstern«, sagte er an das Mädchen gerichtet. Noch war es keine Anklage, sondern eine Feststellung (...). [Es war] die Mutter, die erklärte, auf der spanischen Botschaft habe man gesagt, als spanische Staatsbürgerin falle das Mädchen nicht unter die deutschen Rassengesetze und könne daher nicht gezwungen werden, einen Judenstern zu tragen, schon gar nicht als gebürtige Katholikin. »Das mag schon sein«, erklärte der Beamte, »aber«, und wieder wandte er sich direkt an das Mädchen, »nun haben wir hier ein Dokument ausgedruckt, von dem wir uns wünschen würden, dass Sie es unterzeichneten.« Das Dokument (...) beinhaltete auch das Tragen des Judenstern und einen eventuellen »künftigen Abtransport in den Osten«. (...) »[W]enn Sie das nicht auf der Stelle unterzeichnen, dann müssen wir ihre Mutter belangen.«

Zwar klagt Edvardson das mörderische Regime an, das Mutter und Tochter überhaupt vor eine solche Entscheidung stellt: wer von beiden deportiert werden solle. Dass Langgässer in diesem Moment schwieg, kann man, hat man es einmal gelesen, aber nicht vergessen, und es macht es schwer, ihr Werk frei davon zu bewerten, zumal sie selbst als moralische Instanz in der Nachkriegszeit auftrat, mindestens als solche wahrgenommen wurde.

Es ist schwer, man muss es vielleicht auch nicht. Was vielleicht noch mehr verstört, ist ihre Gefühllosigkeit nach dem Krieg, mit der sie ihre Tochter per Brief über Auschwitz ausfragt, als wäre Cordelia kein Mensch, der die Hölle überlebt hat, sondern ein Mittel zum Zweck, um anschaulich diese Hölle zu beschreiben. Sie stilisiert ihre Tochter dann noch zu einer Figur christlicher Reinigung, fast eine Märtyrerin. Man kann aber das Martyrium nicht delegieren. »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, das sind eben nicht die Worte Mariens unterm Kreuz, sondern von Jesus selbst.

Ich möchte an dieser Stelle nicht verheimlichen, dass ich darüber nachdachte – und mich auch mit meinem Vorgänger Daniel Kehlmann darüber austauschte – ob

man Ihnen, als Stadt, nicht unterbreiten sollte, den Preis umzubenennen, und zwar in den Cordelia-Edvardson-Preis. Wir hatten beide unabhängig voneinander diesen Gedanken. Es gibt gute Gründe dafür, da hier ein schmales, literarisches Werk mit einer hohen Dringlichkeit steht, das uns von dem spricht, was bei Langgässer ausgespart bleibt, für das sie nicht die Worte hatte und vielleicht auch nicht den Blick. Doch nach einigem Nachdenken bin ich doch gegen diese Idee, und zwar nicht nur, weil ich grundsätzlich keine große Freundin des aktuellen Umbenennungs-Eifers bin, oder weil Edvardson nicht in Alzey geboren wurde, was ich für diese Frage nicht besonders relevant finde. Zweierlei scheint mir dagegen zu sprechen. Erstens, eine Frau, eine Schriftstellerin danach zu bewerten, ob sie eine gute Mutter war, das führt uns ja nur geradewegs zurück in ein reaktionäres Denken. Sicher, man kann und muss den Vorwurf gegen Langgässer weiter fassen, ihr eine mangelnde Empathie gegenüber den Verfolgten und Ermordeten des NS-Regimes vorwerfen, und das ist fraglos gewichtig. Es lässt sich aber nicht sagen, dass sie eine nutznießende Unterstützerin des Nationalsozialismus war, oder Mitglied der Waffen-SS, wie männliche Kollegen. (Übrigens ist die Aalszene im Epilog des Unauslöschlichen Siegels jener der Matzerart'schen Mutter erstaunlich ähnlich; ob Grass Langgässer damit eine Referenz erwies, es nur Zufall ist oder er von ihr abschrieb, mögen Literaturwissenschaftler entscheiden.)

Zweitens aber hielte ich es für zu einfach, zu wohlfeil, auch für anmaßend, sich als deutsche Stadt mit dem Namen einer Auschwitz-Überlebenden zu schmücken, die überhaupt nur in einem anderen Land, in einer anderen Sprache Worte für das Grauen gefunden hat, das ihr von diesem Land hier ausgehend widerfuhr. Deutsch, die Sprache von Kafka, Arendt und Heine, aber auch von Goebbels, Heidegger und Alfred Rosenberg, von Nazipropagandisten und Antisemiten, nach denen wir ganz sicher keinen Preis benennen, nun, bei Heidegger bin ich mir nicht mal ganz sicher. Es ist die Sprache, in der geschwiegen wurde, als Millionen von Menschen ermordet wurden, und eigentlich wurde gar nicht geschwiegen, sondern leutselig darüber hinweggeredet. Die meisten Menschen in deutscher Sprache, in diesem Land, sicher auch an diesem Ort, ohne ihn schlechter machen zu wollen als andere, haben damals weniger Empathie für ihre verfolgten Mitmenschen aufgebracht als Langgässer, und auch keinen Mut, sie zu schützen, sonst wäre die Geschichte nicht so verlaufen, wie sie verlief. Langgässer hält als moralische Instanz heute nicht mehr stand, ja, aber ich glaube, es ist produktiv, sich an einer solchen Autorin zu reiben und nicht der Geschichte aus dem Weg zu gehen.

Ich möchte nichts verteidigen oder beschönigen, aber von jenem Hochmut abraten, durch den wir aus der historischen und sicheren Distanz heraus zu schnell meinen, wir selbst hätten gewiss anders und zwar besser gehandelt. Das können und das sollten wir auch hoffen, und also danach streben. Wissen aber – und uns bequem darauf verlassen – können wir es nicht. Damit meine ich gerade nicht, dass wir uns gleichgültig abwenden, wenn Unrecht geschieht, und ich möchte Sie auch nicht davon abhalten, sich jene wenigen zum Vorbild zu nehmen, die es besser gemacht haben als die meisten. Identifizieren wir uns in einem moralischen Wellnesswaschgang so überschnell mit jenen großen, aber leider wenigen Ausnahmen, mit Sophie Scholl vielleicht oder Dietrich Bonhoeffer, dann setzt keine innere Reflexion über unsere eigenen Fehlbarkeiten, Ängste, Egoismen, dunklen,

ja auch manchmal hasserfüllten Seiten ein. Ohne diese Reflexion aber werden die wenigen Ausnahmen gerade nicht zahlreicher, sondern eher weniger.

Das, was ihm Sorgen bereite, sei das Fehlen von Zweifel, sagte ein jüdischer Freund zu mir beim Abendessen. Er war am Vortag bei einer Hannah-Arendt-Veranstaltung gewesen, die von Pro-Palästinensischen Aktivisten gestürmt und dann abgebrochen worden war. Es ist nicht der Protest gegen das militärische Vorgehen in Gaza oder die Kritik an der Netanjahu-Regierung, der allein wäre richtig und wichtig, sondern der metaphysische, ja religiöse Eifer, mit der die obsessive Fokussierung auf Israel so oft einhergeht. Es sei ihm, als wüsste die Welt gereinigt zu werden von ihren Sünden, gereinigt durch das Opfer Israel, in diesem Sinne die Inkarnation Christi.

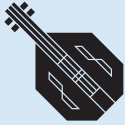
Auch der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine, dessen Beginn sich heute zum zweiten Mal jährt, wird als »metaphysischer Kampf gegen das Böse« legitimiert, und zwar von keinem Geringerem als Patriarch Kyrill I, dem Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche. Zweifel soll und darf in Putins Totalitarismus keinen Platz haben, denn das Totalitäre fürchtet den Zweifel wie der Teufel das Weihwasser. Stattdessen wünscht es verwirrte Worte und Zeichen, damit die Menschen eine Masse aus Vereinzelteten bleiben. Der Judenstern auf der Kleidung von Impfgegner und die Hakenkreuzbinde montiert in ein Foto von George Soros oder Selensky. Putin selbst behauptet, die Nazis säßen in Kiew, und die Propagandamaschine um ihn herum zeigt sie auch in Brüssel, in Berlin und in Paris, womit gerade nicht die Neonazis gemeint sind. Selbst, wenn auf die Täter-Opfer-Umkehr nicht jeder reinfällt: Wenn alle Nazis sind, dann ist niemand mehr Nazi, und eine gemeinsame Wirklichkeit, auf die und über die wir uns verständigen können, erdiert.

Wie fatal wäre es, nichts mehr glauben zu können. Darum scheint mir, auch wir brauchen zweierlei, um dagegen zu halten, nämlich Entschiedenheit und Zweifel. Entschiedenheit ohne Zweifel ist wie der blinde Glaube, er prüft sich nicht mehr, verfestigt Vorurteile und ist anfällig für Fanatismus. Mit Zweifel allein aber verharren wir passiv, vielleicht auch weltfern und jedenfalls mutlos. Dabei dürfen wir ihn eben doch wagen, jenen Funken Zuversicht auf eine zwar nicht heile, aber doch weniger unheile Welt, und auf etwas, was über diese Welt mit all ihrer Zerstörung und mit ihrem Leid hinausweist. Manche nennen es Menschlichkeit, andere Hoffnung und einige sagen immer noch und trotz allem Erlösung dazu.





Alzey



Kreisstadt Alzey
Stadtverwaltung
Ernst-Ludwig-Straße 42
55232 Alzey

Besuchen Sie uns auch
im Internet: www.alzey.de